

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Ettlinger Zeitung. 1949-1973 1952**

126 (31.5.1952) Der Sonntag

# Der Sonntag Pfingstliche Welt

## ANFANG, NICHT ENDE

Eine Pfingstbetrachtung

Rucksäcke packen und dann am frühen Morgen hinausziehen, zu Fuß, auf Fahrrädern oder motorisiert, den ganzen Tag in der herrlichen Natur verbringen und am Abend mit frischem Sonnenbrand und mit vom Schauen müden Augen heimkehren — ein Fest nach unserem Geschmack ist Pfingsten.

Aber das ist ja nur der Rahmen. Und was ist der Inhalt? Von allen Festen, die im christlichen Glauben wurzeln, ist das Pfingstfest dasjenige, das wohl am meisten aus seiner Wurzel gelöst worden ist. Irgendwie und irgendwann soll es mal mit dem heiligen Geist etwas zu tun gehabt haben... dürfte wohl in vielen Fällen die verlegene Antwort sein.

Man könnte es sich ja gefallen lassen, wenn der Mensch, der das sagt und das denkt, der da an Pfingsten in die Natur hinaus wandert, radelt oder motorisiert abrauscht, nun wirklich ein glückliches, nüchternes Wesen wäre, innerlich ausgeglichen, wenn er in einer Welt lebte, deren „Geist“ in Ordnung ist. Aber das ist offenbar nicht so. Dieser Mensch ist durch ein oder vielleicht gar durch zwei fürchterliche Weltkriege hindurchgegangen, er spürt schon, daß diese Welt nicht in Ordnung ist. Er spürt die „Geister“, die diese Welt be-

### Feierabendfrieden

Feiertag ist es — Die Fenster sind blank!  
Pfingsten ist wieder, Gott sei Dank!  
Mutter saß im Sonnenschein,  
Großmutter sitzt im Sonnenschein.

Vor dem Hause, von Rosen umblüht,  
— Finklein weisheit sein Frühlingslied, —  
stand sie einstens so glücklich, und warm  
hielt sie ihr erstes Kindlein im Arm.

Frühling war es wohl manches Jahr,  
weiß wie die Blüten wurde ihr Haar,  
Doch jeder Festtag von neuem bringt,  
daß ihre Seele wie Glockenton schwingt.

Pfingsten ist wieder, die Fenster sind blank,  
's ist wieder Frühling, Gott sei Dank!  
Die Birken schimmern, das Haus ist rein,  
Großmutter sitzt im Sonnenschein.

HERTHA PRICKE

herrschen, er steht selber unter der Einwirkung des „Zeitgeistes“. Eine große Ruhelosigkeit, eine unerträgliche Hast hat ihn ergriffen, Mißtrauen, Haß, Angst um ihn und in ihm. So wie die Welt sich beim Beginn der Pfingstwanderung strahlend darbietet, ist sie ja wohl nicht in Wirklichkeit.

Das deutsche Wort „Geist“ ist nicht sehr glücklich, um das wiederzugeben, wozum es geht. Ihm haftet die Vorstellung an, daß der „Geist“ etwas Ähnliches sei wie Verstand und Denkvermögen, eine Eigenschaft des Menschen. Die entsprechenden lateinischen und griechischen Worte (spiritus sanctus und pneuma hagion) führen uns besser heran. In ihnen liegt es drin, daß der hl. Geist ein Hauch ist, ein Wind, etwas Wehendes, eine treibende Kraft, die von außen (oder besser: von oben) kommt. Sie bemächtigt sich des Menschen und vermittelt ihm Kraft und Antrieb, bleibt aber in ihrem Ursprung immer außerhalb seiner Verfügungsgewalt. Der Mensch kann „sich“ wohl an einer Sache „begeistern“. Dem Geiste Gottes gegenüber aber bleibt es immer bei der demütigen Pfingstbitte: „veni creator spiritus — Komm, Schöpfer Geist!“

Wenn die Christenheit zu Pfingsten vom lebensschaffenden, heiligen Geist spricht, dann schaut sie auf sich selbst, entdeckt in ihrer Mitte Unbegreifliches und begreift das Unbegreifliche, indem sie sagt: Das ist Gottes Kraft, Gottes Hauch und Wind treibt unser Segel. Es ist erstaunlich, wie bestimmt dann vom heiligen Geist die Rede ist: „Wir haben nicht empfangen den Geist der Furcht, sondern der Kraft, der Liebe und der Zucht...“ Wir „haben“ ihn. Es ist kein Zweifel daran, daß Gott auf dieser Welt mit seinem Geist und Gaben auf dem Plan ist. Er überläßt das Feld nicht ohne weiteres den „Zeitgeistern“.

Die Welt hat die vorgefaßte Meinung, sie habe mit ihren augenfülligen Gegebenheiten, mit ihrer Physik und Chemie, mit ihren Berechnungen und Geschäften allein die Wirklichkeit gepachtet.

Wer aber seine Rechnung macht, ohne Gottes Geist zu berücksichtigen, verrechnet sich unweigerlich und gründlich.

Pfingsten ist das letzte in der Reihe der großen kirchlichen Feste. Es könnte damit die Vorstellung verbunden sein, als würde nun etwas abgeschlossen, als habe damit die Einwirkung Gottes auf die Erde, die in der Erscheinung seines Sohnes ihren Anfang genommen hat, ihr Ende gefunden. Das Gegenteil ist der Fall.

Pfingsten kündigt: „Es steht alles erst am Anfang. Ihr werdet staunen, was an ungeahnten Wundern noch bevorsteht, wenn der lebensschaffende Geist Gottes erst zum Zuge kommen wird.“

Man traut den „Geistern der Welt“ zu viel zu. Daher rührt die Lebensangst, die ja nach einbillichem Urteil das Grundübel unserer Zeit ist. In der Hast, dem Getriebensein des Menschen findet sie ihren Ausdruck.

Die Christenheit hat vielleicht ihren dritten Glaubensartikel, den von der Wirksamkeit des Gottesgeistes, zu sehr vernachlässigt. Was meint ihr, welche Möglichkeiten und Wunder noch darin stecken! Es kommt für uns gar nicht darauf an, was wir uns zutrauen, sondern daß wir Gott zutrauen, daß er mit seinem Geist und Gaben auf dem Plan ist, daß er hält, was er verspricht. Baudis



AUSBLICK IN DAS PFINGSTLICHE LAND

Ist es nicht, als ob das pfingstliche Gebet der Kirche zum Geiste Gottes „Du wirst das Angesicht der Erde erneuern“ gerade in diesen Tagen Wahrheit geworden sei? Überall in der Natur spüren wir das geheimnisvolle Walten des Gottesgeistes, der Leben schenkt und Fruchtbarkeit spendet. — Ausblick vom Kloster Birnau auf den Bodensee. (Aufn.: Bavaria)

## „Was es da wieder für Pfingstmaien geben wird!“

Eine Festtagserzählung / Von Karl Burkert

War ehrlich gemeint von mir, aber ich war eben damals noch jung und dumm. So hab' ich es nicht vorhersehen können, wie so was hinauslaufen würde.

Der Doldenev hab' ich eine Freud machen wollen. Das war's. Einmal eine ganz besondere Freud'. Die Ev und ich wir sind doch immer gut zueinander gestanden.

Meine Mutter sah es nicht ungern, wenn ich der Ev hin und wieder eine Reiswelle die stelle Holzstiege, die zu ihrer Behausung emporführte, hinausgeschleppte. Denn die Ev war arm und litt Not.

Und solch ein Tag wurde dann auch der Anlaß.

Es war am Abend vor dem Pfingstfest, als ich mit einem kleinen Spankorb, der mit einem weißen Tüchlein bedeckt war, am Stübchen der Ev anklopfelte. Bei der Ev gab es natürlich wieder ein großes Gewunder. „Aber so was, aber so was!“ sagte sie und wiegte ihren schlohweißen Kopf hin und her. „Brauchts doch nicht, daß ich allemal was davon haben muß. Aber ich nehm halt an und sag' tausendmal vergelt's Gott!“ Und unterdem langte sie mit den vor lauter Altein zitternden Händen einen von den bauerlich gebülmten Tellern vom Geschirrschrank, der an der Wand hing, und unter manchen Lobpreisungen leerte sie meinen Korb aus.

„Bleib nur noch einen Augenblick!“ sagte sie, als ich mich dann anschiekte zum Gehen. „Versumst ja nichts, und mir ist es nur lieb und recht, wenn du da bist.“

Freilich, ich hatte Zeit, und also saß ich hin auf die Bank, wo immer mein Platz war. Die Ev fügte sich zu mir an den Tisch. „Und wie halt wieder alles in der Blüh' ist!“ fing sie an zu reden. Sie wollte allemal mit etwas Schönen beginnen. „Der Apfelsgarten vom Gorbauern wieder! Hast ihn dir denn schon angeschaut? Gelt, da bleiben einem schier die Augen stehen!“ Nun, ich hatte diesen Baumgarten, den größten im Dorf, wohl gesehen, und auch ich war darüber in ein Staunen geraten. Und dies sagte ich nun der Ev.

„Ja, um die Pfingsten herum, das ist eben eine herrgöttliche Zeit!“ fuhr sie fort. Eine leise Heiterkeit schwang in ihrer Stimme. „Heidenei, was es da wieder für Pfingstmaien geben wird,

morgen in der Früh! Das ganze Dorf wird wieder nur so funkeln davon. Die Wirtsfränzli hat das letzte Mal den feinsten gehabt. Ja, wenn eines halt noch jung ist, dann kann einem das Leben noch lieb sein.“

Ich hatte die Ev immer nur alt gesehen. Aber wie sie das so sagte, mußte ich plötzlich umdenken. Wie, wenn sie auf einmal jung vor mir stünde? Und ich fragte: „Ev, du hast wohl auch immer einen Pfingstmaien vor deinem Kammerfenster gehabt?“

Ueber den trockenen Hutzelmund der Ev huschte ein verlegenes Lächeln und in ihre dünnen Bäckchen stieg es langsam wie ein beschämtes Rot. „Einen Malenbaum — ich?“ sagte sie, ohne die Augen vom Tisch zu heben. „Mein Wunsch wär' es vielleicht schon gewesen. Aber weißt', und sie rieb die Finger aneinander, wie man's macht, wenn man vom Geld spricht, „in dem Punkt hat's bei mir eben stark gefehlt. Und gar so eine Hübsche war ich wohl nicht, daß das große Geriß um mich gewesen wär! Nein, einen Pfingstmaien hat mir selbigezeit keiner gesteckt. Ich wüß' wenigstens nicht. Hat jetzt aber nichts mehr zu sagen. Meine Zeit ist auch ohne Mannsbild und ohne einen Maien vorbeigegangen.“

Ich begriff damals nicht eben viel von diesem Schicksal. Heute sehe ich tiefer in die Dinge, sehe diesen einsamen mühseligen Menschenweg, völlig in die Werklat eingespannt, deutlich vor mir. Aber ich weiß, daß mir die Ev mit einem Leid tat. Leid tat, weil sie sich doch immer einen Pfingstmaien gewünscht und nie einen bekommen hatte. Und mit einer ganz eigenen Benommenheit, einem Gefühl, als ob hier was gut zu machen wäre, ging ich alsdann bald meiner Wege.

Ich meine, ich hätte in dieser Nacht wenig oder gar nicht geschlafen. Ich konnte es kaum erwarten, bis das erste Zwielicht draußen aufkam. Dann stieg ich katzelweise aus dem Fenster. Die Dorfstraße lag noch ganz grau da. Kein Mensch, kein Huhn noch auf den Beinen. Aber die jungen, laubellen Birkenstämmelein, die die Burschen in wähernder Nacht vor die Türen und Fenster ihrer Herzallerliebsten gesetzt hatten, die sah man schon ordentlich leuchten.

## FESTLICHE KANTATE

Mit flammenden Zungen

Vor den fernblauenden Hügeln schwillt an auf der Berghang mit seinen jungen Obstbäumen. Am sandigen Pfad träumt eine geschwisterliche Gruppe schimmernder Birken. Das Hohe Lied der festlichen Natur klingt lautlos wie aus einer unsichtbaren Harfe. Ihre goldenen Saiten sind aber den smaragdnen Himmel gespannt.

Ein Mädchen kommt den Pfad daher, der sich an den Bergabhang schmiegt wie ein gelbes Band, vom Talwind aufgeweht. Das Mädchen verhält den Schritt, wie bestürzt von einem unsagbar beglückenden inneren Gesicht. Das lichte Haar fließt seidig um die reine Stirn. So wehen im gleichen Wind die seidigen Fahnen des hellgrünen, zartfingrigen Birkenzweiges. Gottes Wind greift in die unwirklichen Saiten der Himmelsharfe. Ein Akkord aus den goldenen Strahlen der Mittagssonne fließt über Hang und Hag und verklingt im Laubgeäst der jungen Obstbäume. Da weht ein rosiger Hauch über der zaghaften Früchte Beginn. Und das Mädchen steht selig gebannt, auf den Wangen von süßem Erschrecken einen warmen Schimmer.

Die Gestalt im schlicht anliegenden Kleid zeichnet sich klar auf dem schemenhaften Hintergrund der Berghalde ab. Die Linie des Halses wächst aus dem Mieder grazios zum kindlich gerundeten Kinn. Der Mund öffnet halb, und die Augenlider senken sich über dem lächelnden Mund. Die schlanken Arme hängen entspannt an der mallich erblühten Gestalt. Die Hände sind offen nach rückwärts gewendet und, wie zu unbewußter Abwehr, ein wenig gespreizt. Wie ein Zittern rinnt es durch Halm und Zweig bis in die Spitzen des Blattwerks.

So rinnt es durch die jungfräuliche Gestalt, die bergan verharrend der unbörbar aufrauschenden Kantate des pfingstlichen Sonntages lauscht. So lauscht die Seele des reifenden Menschen in der reifenden Gottnatur.

Fernher weht vom Tal herauf, wie aus Seide gesponnen, das Glockenlied der Dorfkirche. Wie Spielzeug in helterer Schöpferlaune in den Wiesengrund gestreut, liegen Brückenstege, Mühlen und das friedliche Dorf. Ueber den Waldwipfel wölkt es wie weiße Watte am blauen Himmelsbogen. Der Wald steht wie ein Triptychon um den Hochaltar der Obsthalle. Das Mädchen schreitet unter den Birken herauf wie unter Gottes lichtgrünen Fahnen.

Zwei gelbe Falter zeichnen ihre gelbe Flugbahn in seligen Schwüngen auf den grünen Grund der Halde. So summt und surrt es von honigtrunkenen Bienen und schillernden Käfern. Eine Terz tiefer akkompagniert die Hummel die obligate Weise. Und die goldene Harfe der Strahlensonne fällt in die wechselnden Register der Windorgel, daß die Waldwipfel und Obstbaumkronen in leichtem Wiegen den Reigen des geistgesegneten Weltalls anheben.

Und er kündigt mit tausend flammenden Zungen den Sieg der Liebe, des Geistes und des Lichtes.

Durch die Kathedralen aber brausen die vollen Akkorde der Orgel ihr Pfingstlied zum Geburtsfest der Kirche. Die Sonne wirft ihre Strahlen durch die matten Fenster und spielt mit den goldenen Gewändern der barocken Heiligen.

Der Monika, der Jungmagd vom Kasperbauern, hatten sie gleich zwei vor ihr Kammerfenster getan. Es war ein rechtes Augenspiel. Aber es war auch etwas Hoffärtiges dabei, wollte mich dünken. Gleich zwei Maien für ein und dieselbe und bloß für eine Jungmagd? Ich fand, die Monika konnte auch mit nur einer Birke recht wohl zufrieden sein.

Ich weiß nicht, woher ich auf einmal all den Mut nahm und wie mir alles so geschwind von den Händen lief. Doch als die Monika, eine Stunde später, ihr Kammerfenster aufriegelte, da war eben nur noch ein einziger Baum da. Der vom Muserlorenz. Der andere, dem Strullenfelix seiner, prachtete jetzt drüben über der Straße, war mit einem Strick an die Holzstiege genergelt, und dieweil in dem Häuslein nur die Doldenev wohnte, konnte kein Zweifel bestehen, wie die Sache gemeint war.

Ich war mir gewiß, daß mich niemand gesehen hatte; lag, als die Geschichte ans Licht kam, schon längst wieder im sicheren Nest, und meine halb nachtgängerische Tat, die ich als nichts Schlimmes ansehen konnte, ruffte gar nicht ein wenig an meinem Gewissen. Glaubte auch zuversichtlich es könnte für immer verholhen bleiben, wer die Birke vom Strullenfelix zum Wandern gebracht hatte, doch der wußte es, scheint's besser.

Leider war es dann so, daß auch die Ev an meinem heimlichen Gutwollen eine schlechte Freud' hatte. Die Zeit für derlei Dinge war eben bei ihr vorbei. Vom „Leutvexieren“ ließ sie was verlauten und von „Losen, ungatigen Buben.“ Und daß man sie „ungeschert“ lassen solle mit solchen Alfanzeln. Nein, niemals hernach hat sie über den schönen Pfingstmaien, den ich ihr gesteckt hatte, noch ein Wort verlieren mögen.

### Kleine Weisheiten

Die Antworten, die uns der Zorn eingibt — meistens, ach wie albern! Der Zorn hat gar keinen Verstand.

Erst im Alter wird man gut, erst später, erst wenn die Reue kommt, daß man es an Güte so oft hat fehlen lassen.



Der modische Sonnenschirm

Auf der 1. Internationalen Leistungsschau der Schirmindustrie, die in Düsseldorf stattfand, boten Aussteller aus der Bundesrepublik und aus vielen europäischen Ländern ihre phantasievoll ausgestatteten und praktischen Erzeugnisse an. Unser Bild zeigt einen zartrosa Sonnenschirm aus reiner Seide mit weißen Spitzen

### Mode als Ausdruck der Lebens- und Geisteshaltung

#### Der Mann keine Nebenfigur — Demokratisches Mitbestimmungsrecht

„Vor allem“, meinte Madelaine, die kleine Pariser Modzeichnerin und reichte dabei ihr Stupensäckchen in die Luft, „ist es Unsinn, wenn man behauptet, die Mode sei sozusagen eine Fortsetzung ästhetischer Errungenschaften, sie hänge mit kulturellen Erfolgen oder Mißständen oder auch mit rein praktischen Notwendigkeiten zusammen. In Wahrheit aber unterliegt sie nur einem psychologischen Gesetz: Der Vertreibung der Langeweile. Man möchte aus Ärger über seinen Körper „aus der Haut fahren“ und tut es, indem man in ein anderes Gewand kriecht. Das ist alles.“

Wie elegant und witzig die Erklärung Madelaines auch sein mag, richtig ist sie keineswegs. Für sie ist der Begriff „Mode“ identisch mit der Damenmode, mit der Kleidung einer Saison, der Gestaltung eines Augenblickseinfalles und der oft verrückten Eingebung eines Menschen, der mit Gewalt auffallen will. In Wirklichkeit ist „Mode“ jedoch nahe verwandt mit dem Stil und somit Ausdruck einer bestimmten Lebens- und Geisteshaltung, Zeitverhältnissen überaus. Zu ihr gehört vornehmlich die Kunst, die Innen- und Außenarchitektur und viele Erscheinungen der Daseinsform, darunter natürlich auch die Kleidung als das wandelbarste „Moderezeugnis“ mit größter, aber auch kürzester Verbreitung. Der Mensch unterwirft sich, vielfach unbewußt, bestimmten Zeiterscheinungen, weil er sie — bis zu einem gewissen Grade wenigstens — selbst veranlaßt. Mit Recht gehören daher die verschiedenen Variationen der Mode zu einem Teil der Kulturgeschichte der Menschheit. Und nicht zuletzt die modischen Erzeugnisse im Kleiderschrank. Sie existieren, solange es Menschen gibt. Auch Eva kam bekanntlich nicht ohne sie aus und kreierte das Feigenblatt als „New Look“, obwohl es besser als „Sober-Look“ zu bezeichnen wäre. Ihre Nachkommenschaft vervollständigte das praktische grüne Modell dann zur Bekleidung, die „Feigenblätter“ stiegen im Kurs und leerten die Beutel.

„Träger“ der Kleidermode sind in erster Linie die Frauen. Eigentlich also — man verzeihe einem Manne die Feststellung — sind selbst die reizendsten Trägerinnen im Grunde Mannequins. Denn schöpferisch und kommerziell ist das „starke Geschlecht“ durchaus keine Nebenfigur im Herrschaftsbereich der variablen „Dame“. Die großen Modeschöpfer in Paris, Wien und Rom sind fast ausschließlich Männer. Das gilt genau so für Friseure und Köche. Die so sehr verbreitete Meinung, Kleidermode sei ein alleiniges Vorrecht der Frauen, ist somit falsch. Bis weit in das 18. Jahrhundert hinein war auch die Männermode bedeutend prächtiger, ideenreicher und bestimmte sogar ihr weibliches Gegenstück. Mag man heute den Eindruck haben, daß der Herrenwelt — für sich selbst, wenigstens — nichts besonderes mehr einfällt und daß sie deshalb so stolz auf ihren Konservatismus ist, fest steht, daß eine neue Mode mit dem Urteil des Mannes nach wie vor steht oder fällt. Männer sind es, die bei Moderevuen auswählen und — leider — auch die Rechnungen bezahlen dürfen.

Minderwertigkeitskomplexe sind also fehl am Platze. Es bleibt das stolze Gefühl demokratischer Mitbestimmungsrechts auch in Fragen des Inhaltes der Kleiderschränke erhalten und deshalb können sie den kapriziösen und oft recht kostspieligen Ideen der großen und kleinen „Mode“ ertreulich kaltblütig und kritisch entgegensehen.

### Eine Fabrik und 1 000 000 Schafe

#### Vom Vlies bis zur Strickwolle — Blick in eine große Kammgarnspinnerei

Handgestrickte Wollkleidungsstücke sind sehr beliebt und überall in Gebrauch. Wenn man aber von „Handarbeiten“ spricht und dabei etwa einen handgestrickten Pullover oder einen Strickschal meint, so trifft diese Bezeichnung nur bedingt zu. Denn bevor die Wolle im Laden gekauft und dann von der Hausfrau verstrickt wird, macht sie in der Spinnerei eine Vielzahl von maschinellen Bearbeitungsstufen durch.

Die seit 1830 bestehende Kammgarnspinnerei Merkel & Klein in Ellingen ist eine der beiden deutschen Fabrikationsstätten für Strickwolle, die den gesamten Produktionsprozess der Wolle vom rohen Vlies bis zum strickfertigen Garn in sich vereinigen.

#### Rohwolle aus vier Erdteilen

Wenn die Rohwolle in der Fabrik eintrifft, hat sie gewöhnlich schon eine Reise um die halbe Welt hinter sich. Die wichtigsten Herkunftsländer sind Südamerika, Australien, Südafrika und England. Die Wolle bildet zunächst noch ein zusammenhängendes Stück, wie es vom Schaf abgeschoren wurde, das sogenannte Vlies. Zu mächtigen Ballen gebündelt, lagert diese Ware aus Übersee im Dachraum des Betriebes. Sie wird dann von Fachleuten nach Herkunft und Qualität sortiert und im Wolf zerkleinert. Danach nehmen Holzboxen die einzelnen Wollsorten bis zur eigentlichen Verarbeitung auf.

Die Lager werden laufend ergänzt. Man hat ausgerechnet, daß der Rohwollbedarf von Merkel & Klein der Leistungsfähigkeit von 1 000 000 Schafen entspricht. Das ist ein Mehrfaches der Gesamtzahl aller Schafe in Württemberg und Baden.

Große Bedeutung hat die sorgfältige Wäsche der Rohwolle. Sie erfolgt in mehreren Arbeitsgängen mittels Wasser, Seife, Soda und anderen Chemikalien in einer fließbandartigen Bahn von Bottichen. Bis hierher ist die Wolle noch verfilzt. Nun beginnt der eigentliche Spinnprozess.

#### Der Vorgang des Spinnens

Was in früheren Jahrhunderten das einfache Spinnrad besorgte, hat die moderne Technik in zahlreiche einzelne Produktionsgänge aufgeteilt und weitgehend verfeinert. Die Wolle durchläuft nacheinander eine Menge der verschiedenartigsten Maschinen und ver-

wandelt sich auf ihrem Weg allmählich aus dem groben Flaum in feinen Fäden.

Die Bearbeitung beginnt mit dem Krempeln in der Krempelmaschine. Hier werden die zunächst noch zusammengeballten Fasern gleichmäßig verteilt, wobei überall eine gleiche Anzahl von Fasern parallel zu liegen kommt. Das Spinnmaterial wird mit zahlreichen kleinen Zähnen auseinandergezogen, wieder zu einer gleichmäßigen Schicht vereinigt und durch einen Trichter in ein oder einige schmale Bänder verwandelt.

Einer der wichtigsten Arbeitsgänge ist das Kämmen, das der Kammgarnspinnerei ihren Namen gegeben hat. Die Kämmaschine sondert alle kurzen Fasern aus und läßt nur die langen übrig. Dies ist nötig, weil zum Spinnen eines gleichmäßigen Garnes alle Fasern möglichst gleiche Länge haben müssen. Die Streckmaschine zieht die entstandenen Bänder mittels Walzenpaaren, die sich verschieden schnell drehen, auseinander und legt mehrere dieser verdünnten Bänder wieder zusammen. Durch diesen Vorgang, der fachmännisch Duplieren heißt, werden die noch vorhandenen Unregelmäßigkeiten in den Bändern beseitigt.

Es folgt noch mehrmaliges Strecken und Duplieren und schließlich das eigentliche Spinnen, nämlich das schwebende Zusammenziehen der Fäden in verschiedenen aufeinanderfolgenden Spindelbänken mit Spindeln von jeweils geringerer Stärke. In weiteren Arbeitsgängen erfährt der Faden eine nochmalige Verfeinerung.

#### Einlaufte und wasserdichte Wolle

Die weitläufigen Seile, in denen sich die Produktion abwickelt, sind erfüllt vom Dröhnen der Maschinen und vom Flimmern des feinen Wollstaubes, der in die Luft aufgewirbelt wird. Meist werden eine oder mehrere Maschinen von einer einzigen Arbeiterin überwacht, während das Einstellen von technischen Spezialkräften besorgt wird.

Das Färben der Wolle erfolgt teils im Faden, teils im Strang. Hier empfängt jede Wollart ihr individuelles Aussehen. Man widmet diesem Vorgang daher besondere Sorgfalt. Je nach dem gewünschten Zweck wird dann die Wolle noch einer Spezialpräparation unterzogen. So verhindert beispielsweise die MuK-Dekatur das Einlaufen der Wolle beim Feuchtwerden. Durch Imprägnierung wird eine wasserabstoßende Trockenwolle geschaffen. Eine weitere Sonderbehandlung macht die Wolle mottensicher. Zum Schluß wird die Wolle in Stränge gelegt und verpackt. Von der „Ellinger Wolle“ werden im Durchschnitt 10 bis 25 Prozent nach 35 verschiedenen Ländern in aller Welt exportiert.

### Das „Korkkloster“ von Cintra

#### Eine merkwürdige Sehenswürdigkeit Portugals

Dort, wo unter dem blauen Sonnenhimmel des verträumten südlichen Landes die Woge des Atlantischen Ozeans sich an den schroffen Steilfelsen der Küste bricht, wo sich am Fuße des langen bewaldeten Bergrückens der Sierra das paradiesische gelogene Villenmosaik von Cintra in die von Ölbaum, Zypressen, Pinien, Orangen- und Zitronenhainen und von bunten Blütenwundern erfüllte Landschaft schmiegt, liegt eine heute einsame und nicht mehr bewohnte, um die Mitte des 16. Jahrhunderts von dem portugiesischen Feldherrn und Seefahrer Don Joao de Castro gegründete Kapuzinerinsiedel, die unter dem Namen „Korkkloster“, eine von allen Fremden besuchte Sehenswürdigkeit des Landes ist.

Das seltsame Kloster, das einen so merkwürdigen Namen trägt, besteht aus zwanzig winzigen kleinen Zellen, die in den Felsen eingehauen sind, und deren Wände zum Schutz gegen die Nässe mit Korkplatten belegt sind. Die Zellen sind nur durch einen ganz kleinen Eingang zugänglich, und es ist geradezu erstaunlich, daß Menschen in diesen zu leben vermochten. Die Zellen in dem „Korkkloster“ waren jedoch jahrhundertlang

von Kapuzinermönchen bewohnt, von denen viele später heilig gesprochen wurden.

Heute leben in dem einsamen Kloster keine Mönche mehr. Statt diesen versuchen fremde Besucher in die Zellen zu kriechen. Für beliebige Interessenten lohnt ein Ausflug zu dem Kloster nicht, denn ihnen bleiben die Zellen verschlossen. Die Mönche meißelten sich aus dem Fels ein Miniaturkirchlein, das die gleichen winzigen Ausmaße hat wie die Zellen. In den Nischen stehen Christusstatuen, die auf eine hohe Kunstfertigkeit ihrer Hersteller schließen lassen.

In dem „Korkkloster“ kann man sich nur in einer einzigen Zelle einigermaßen ausstrecken, das ist in jener, in der ein Arzt arbeitet. Sie hat einen türähnlichen Eingang. Die meisten, zumindest die älteren unter den Besuchern, lassen es bei dieser geräumigeren Zelle bewenden und nehmen dann, den Kopf voller schaurig-romantischer Erinnerungen, von dem „Korkkloster“ Abschied, um das herrliche, in maurisch-gotischem Stil erbaute Schloß des Königs Manoel zu besichtigen, das Cintra, die gefeierte Sommerresidenz früherer portugiesischer Könige und das heutige Exil einiger abgedankter europäischer Monarchen, präsentiert. Danach fahren sie zurück nach Lissabon, das kaum dreißig Kilometer entfernt liegt.

F. M.

### Raketen mit vielen tausend Narben

#### Rätsel des Stratosphärenfluges — Es regnet „Mikrogestirne“

Bei den ersten Experimenten mit deutschen V-2-Raketen auf amerikanischen Versuchsstationen zerbrachen sich die Fachleute lange Zeit die Köpfe über die Herkunft der kleinen Narben auf der oberen Außenhaut der Rakete. Jede Rakete konnte vor dem Start noch so blankpoliert und makellos sein; kehrte sie nach ihrem Flug in riesige Höhen wieder zum Erdboden zurück, so trug die Metallverkleidung an der Spitze Tausende kleiner Kratzer.

Das Rätsels Lösung wurde erst gefunden, als man einen Astronomen zu Rate zog, der mit folgender Erklärung aufwartete: Täglich treten Millionen winzig kleiner Meteore oder Partikel größerer Meteore in die Atmosphäre der Erde ein, ohne daß sie dem menschlichen Auge sichtbar werden. Obwohl die Atmosphäre die Fluggeschwindigkeit dieser „Mikrogestirne“ erheblich abbremst, ist ihre Oberfläche doch so klein, daß sie bei der Reibung mit der irdischen Lufthülle nicht bis zum Schmelzpunkt erhitzt werden.

Nach den Schätzungen des Astrologen Dr. Fred L. Whipple von der Harvard Universität regnen täglich etwa 1000 Tonnen meteorischen „Staubes“ auf den Erdboden herab. So klein diese Partikel aber auch sein mögen, so reich ihr Gewicht und ihre Größe immerhin aus, um auf der V-2-Rakete sichtbare Spuren zu hinterlassen, denn es darf die ungeheure Geschwindigkeit nicht vergessen werden, mit der das Projektil sich von der Erdoberfläche löst.

Diese Theorie fand ihre Bestätigung, als man die Handaufnahmen der Hochfrequenzradargeräte im Innern der Rakete einer genaueren Prüfung unterzog. Eine Auswertung der bisher unerklärlichen „Nebengeräusche“ ergab, daß durchschnittlich alle 2,2 Sekunden ein solcher Partikel gegen die Raketenmasse „anrennt“.

Das Vorhandensein derartiger winziger Eindringlinge aus dem Weltall wird auch durch einen anderen Zweig der Wissenschaft bestätigt — einem sehr engbegrenzten sogar. Dr. Hans Petterson und Henri Rotschi vom Schwedischen Ozeanographischen Institut stellten fest, daß der Nickelgehalt auf dem Meeresgrund wesentlich größer ist, als nach der allgemeinen substantiellen Zusammensetzung der Erde zu erwarten ist. Die Erklärung dieser Tatsache wurde in den Mikrometeoriten gefunden, die sich nicht nur auf der Landoberfläche niederlassen, sondern täglich auch zu Millionen auf die Wasseroberfläche der Meere aufschlagen und sich auf dem Grund ablagern.

## AUF SILBERNEN Schwingen

Roman von Anita Hunter

Copyright by Hamann-Meyerpress durch Verlag v. Graberg &amp; Görg, Wiesbaden

(15. Fortsetzung)

Sie merkte, daß der Himmel eine andere Farbe angenommen hatte, aber noch war der Sturm nicht losgebrochen. Sie hörte ein Fenster in Senora Riveredas Zimmer gegen die Mauern schlagen. Sie lief schnell den Korridor hinunter, um zu schließen, ehe noch eine Scheibe in Stücke ging. Aber die Tür zu dem Zimmer war verschlossen. Seltsam. Man schloß sonst nicht die Türen auf Paradesalo ab... Plötzlich schlug ihr wieder der Duft des Parfüms entgegen — und auf einmal fiel es wie Schuppen von ihren Augen! Es wurde ihr trotz der Schwüle plötzlich eiskalt. Damals, als der Chauffeur sie in die Villa draußen vor Chicago gebracht hatte, als man ihr die Papiere wegnahm — da hatte dieser Duft im Zimmer geblieben, derselbe herbsüße Geruch. Sie hatte ja auch zu Stonewell gesagt: „Ich hatte das Gefühl, als sei noch eine Frau im Haus — es roch nach Parfüm...“ Aber diese Idee war wahnsinnig. Es konnten ja Tausende von Frauen die gleiche Parfüm-Marke gebrauchen — aber sie wußte ganz instinktiv, daß eine Frau wie die Senora Rivereda kein Parfüm anwendete, das Tausende besaßen...

Gebürt sie zu Senor de Alveiz Feinden? Vielleicht war die ganze Sache mit der gestrandeten Yacht Komödie gewesen? Genau so eine Komödie wie die Herzattache, an die Sheila schon am ersten Abend nicht geglaubt hatte...

Sie mußte Senor de Alveiz warnen. Sie mußte warnen sein. Er durfte nicht noch einmal um alle Früchte seiner Arbeit gebracht werden. Durch ihre Zusammenarbeit mit ihm

hatte sie gesehen, welch eine ungeheure Arbeit zum Segen der Menschheit de Alveiz geleistet hatte. Sie mußte ihm helfen, mußte dafür sorgen, daß diese Frau von hier fortkam. Sie konnte natürlich nicht den Verdacht aussprechen, daß Senora de Rivereda etwas mit dem Diebstahl der Papiere zu tun hatte — es wäre lächerlich, den Gedanken mit dem Parfüm auszusprechen. Aber sie wollte die Augen aufhalten.

Ein seltsames Heulen brach los, der Wind nahm an Stärke zu. Auch das Meer, das den ganzen Tag träge dagelegen hatte, begann auf einmal zu schäumen. Es war, als wüchse es, als würde es größer und größer... Die Negerdiener liefen erschreckt umher, die alte Senora kam herunter. Sie war weiß im Gesicht. „Wo ist mein Sohn? Wo ist Senor de Alveiz?“ „Er ist fortgefahren, Senora“, antwortete Jaques mit seiner tiefen Stimme. „Fortgefahren? Jetzt — bei dem Sturm? Wohin, Jaques — so antworte doch!“

Sheila beugte sich, der alten Dame Auskunft zu geben. Die Lippen der alten Dame zitterten. Sie sagte nichts, sie ging ganz langsam die Treppe hinauf die Erhebung der de Alveiz verbot ihr, etwas gegen jene Rivereda zu sagen, die Gast im Hause des Sohnes war.

Sheila stellte sich ans Fenster und sah hinaus. Die ganze Landschaft schien verändert. Die Eukalyptusbäume mit den dicken, gelbgrünen Blättern beugten sich im Wind. Die Wipfel der Palmen wogten hin und her. Wie ein eisernes Band legte es sich um Shellas Kopf, sie konnte kaum Luft holen.

„Hernando“, flüsterte sie, und ihre dunklen Augen füllten sich mit Tränen. Es wurde noch dunkler draußen, schwere Wolken bedeckten den Himmel, noch fielen keine Regentropfen, wahrscheinlich war der Wind zu stark. Sheila folgte dem Gong, der zum Abendessen rief. Sie hatte sich umgezogen. Sie trug ein schwarzes Seidenkleid mit einem kleinen Goldkragen. Der dunkle Stoff ließ ihr Gesicht noch blässer erscheinen. Die Kerzen flimmerten auf der Tafel, in ihren schweren Silberkandelabern. Die alte Senora liebte kein künstliches Licht. Heute aber sahen die Kerzen gespenstisch aus. Sie warfen flackernde Schatten an die Wand.

Es wurde nicht viel geredet. Es war so, als ob die beiden leeren Plätze, wo sonst Senor de Alveiz und Lullabee saßen, ihre eigene Sprache sprächen. Die beiden Negerdiener reichten die Platten herum — aber niemand schien Appetit zu haben.

Man hörte das Heulen des Windes, das Schlumen der Brandung, die an die Klippen schlug. „Nun haben wir bald Hochzeit“, sagte plötzlich eine grelle Frauenstimme. Alle wandten den Kopf. Die alte Senora ließ klirrend eine Gabel auf den Teller fallen. „Was soll das heißen?“ fragte sie und ihre Stimme klang scharf, wie Sheila sie noch nie gehört hatte. „Wenn Hernando de Alveiz mit dieser Senora Rivereda die Nacht über wegbleibt — und er kann bei diesem Sturm nicht zurückkommen, die Wege sind überschwemmt — dann muß er sie heiraten. Er ist doch ein Kavaller, unser Hernando!“ Eine lähmende Stille trat ein. Die alte Senora gab den Dienern einen Wink, weiter zu servieren. Sheila bewunderte die Haltung der alten Dame. Sie sah hoch aufgerichtet, ihre Bewegungen waren ruhig und gemessen, nur die Blässe ihres Gesichtes war erschreckend. Sheila fühlte auf einmal ein grenzenloses Vertrauen zu dieser älteren Frau. Sie löffelte ein wenig von ihrem Eis, nahm dankend die kleine Tasse mit dem glühend heißen Mokka entgegen, und bemühte sich, die gleiche Haltung zu zeigen, wie die beiden anderen Damen. Doch sie war wie erlöst, als Senora de Alveiz die Tafel aufhob. Viel länger hätte sie das Stillstehen nicht ausgehalten.

Der Sturm hatte noch an Stärke zugenommen. Von dem Fenster ihres Zimmers aus konnte Sheila sehen, daß die Badebrücke völlig von Wellen überflutet war und die Wasser ständig stiegen. Sie fühlte ihr Herz schlagen, dumpf und schwer. Sheila wußte, daß diese Lateinamerikaner ganz andere Erbgänge hatten, als die Leute in den Staaten. Wenn in Chicago ein Mann und eine Frau zusammen von einem Unwetter überrascht und gezwungen wurden, eine Nacht von Hause fortzubleiben, so kränkte kein Hahn danach — aber hier war es etwas anderes. Und vielleicht war es Hernando gar nicht so unangenehm, mit der

Senora Rivereda zusammen zu sein. Vielleicht liebte er sie wirklich...

Sheila konnte es im Zimmer nicht mehr aushalten. Sie zog ihren weißen Wollmantel über, band ein buntes Tuch um die Haare und ging hinunter. Der Neger Jaques, der mit einem Tablett voll Silbermessern durch die Halle kam, sah sie erstaunt an. „Miß darf jetzt nicht hinausgehen — es weht ein Sturm, der einen über die Klippen ins Meer werfen kann...“

„Ich gehe nicht so dicht an die Klippen heran, Jaques“, sagte Sheila, „ich werde vorsichtig sein.“ Sie öffnete die schwere Tür mit den Bronzebeschlägen. Sie mußte alle ihre Kräfte anspannen, denn der Sturm riß sie ihr beinahe aus der Hand. Mühsam erkämpfte sie sich den Weg zum Rosengarten. Millionen von roten Blättern lagen wie Blutstropfen auf den Wegen. Einen Moment schien der Sturm eine Atempause zu machen, und in dieser Stille hörte sie auf einmal einen Laut — das Summen eines Motors! Zwischen den Palmen sah sie das Aufblitzen eines Scheinwerfers. Der Wagen kam schnell näher, die Lichter erhellten Shellas Mantel. Sie stand wie gelähmt, gebendet von dem Scheinwerfer, der so unvermutet auf sie fiel. Die Bremsen kreischten auf — der Wagen stand. Hernando de Alveiz sprang heraus. „Sheila — Miss Garner, um Gottes willen, was machen Sie denn hier draußen?“ Der Schock, Hernando de Alveiz so plötzlich unverehrt vor sich zu sehen, verwirrte Sheila. Sie stammelte: „Ich hatte Angst — ich fürchtete, es wäre Ihnen etwas passiert — ich konnte es nicht mehr aushalten...“ Er sah sie an. Sheila fühlte, wie sie brennend rot wurde. Was mochte Senor de Alveiz von ihr denken! Sie zitterte bei dem Gedanken, daß er merkte, wie es sie stand. „Sheila, steigen Sie ein, Sheila, nun bin ich ja unverehrt wieder zurückgekommen.“ „Hernando“, Senora Riveredas Stimme klang scharf, „was ist denn geschehen, was will Miss Garner hier?“ „Kommen Sie, Sheila, steigen Sie schnell ein!“ Sie nahm gehorsam neben Senora Rivereda Platz, sie war so glücklich — aber sie schämte sich, daß Senor de Alveiz sie hier draußen getroffen hatte. (Fortsetzung folgt)